

Hermann Kinder

Leserfahrung mit «Robert Kleist in Thun»

Vortrag an der Jahrestagung der Robert Walser-Gesellschaft, Thun 2005

Robert Walser kenn ich nicht

Mach dir Mut. Zerteil dich nicht in der gerade im «Deutschen» so fatal gewordenen Konkurrenz zwischen geschmäckerlichen, kritischen und interpretatorisch-wissenschaftlichen Umgängen mit Literatur und deren Ritualen und Institutionsbehauptungen. Die haben zwar ihre Unterscheidungsberechtigung. Aber im Literaturkopf jedes Einzelnen sind Gefallen, Urteilen und literarische Theorie ziemlich identisch. Wehre die Notwendigkeit ab, zunächst eine hegelsche Vorschule oder «Einführung in das Verhältnis von Schreiben, Lesen, Kritik und Wissenschaft» zu meistern, bevor du dich traust, über deine Leserfahrung mit «Kleist in Thun» zu reden. Hallo, Kinder, sei äusserungstollkühn, vertraue der Unbekümmertheitslüge, schultere die von den jeweils einschlägigen (ja: schlägigen) Seiten bedrohliche Niveauuntersprungung. Bekenn dich, literarisches Amphibium zu sein. Zu Wasser und zu Land, aber beides jeweils gliederdefekt. Bestenfalls ist die Amphibiumszugehörigkeitserklärung eine Anti-Skepsis-Selbst-Impfung.

Robert Walser: Da bin ich sympathisierender Liebhaber, Dilettant und Ignorant. Auf Robert Walser bin ich nicht verschworen. Weder literarisch noch literaturwissenschaftlich noch als Freund, der ihm persönlich gern begegnet wäre. Robert Walser bleibt mir fremder als Gottfried Keller. Das hat verschiedene Abgründe. Einer ist, dass Robert Walser wie durch ein Bescheidwissenssyndikat abgeschirmt ist. Das impliziert sozusagen eine Nichtbescheidwissenserklärung zu Robert Walser. Und die Kündigung einer Robert-Walser-Verschwörung, da ich – beschränkte Auswahl – Walther, Gottfried und Wolfram, Grimmelshausen, sogar Goethe, die Antipoden Büchner und Keller, alle Expressionisten und Anti-Expressionisten und Peter Weiss und Ror Wolf, Bernhard, Jelinek, Bachmann, Graß und M. Walser, meine Freunde Modick, Amann, Werner keineswegs weniger mag. Robert Walser ist ein Kontinent. Aber für mich einer unter Hunderten.

Vorbildliches

Unbekümmertheitslüge, schrieb ich, Amphibiumszugehörigkeitserklärung, Bescheidwissenssyndikat – das sind neologistische Substantivverballungen, die, obwohl sie bei mir zugegeben unsinnlicher sind als bei Robert Walser, seinem Worterfindungssystem folgen, Wahrnehmungen und deren Überdenken in einem Wortwurm zu komprimieren. Das war eine von Robert Walsers Vorbildlichkeiten. Wieder zu finden sind sie bei Martin Walser, dessen Verwandten wie Peter Renz und Zöllner, ebenso bei den Thomas-Berhardianern.

Oberflächlich lesen (Against antihermeneutische Hermeneutik)

Für Interpretationen gibt es kaum Grenzen; selbst plausible Integrationen eines Textes in Kontexte, um Interpretation so zu übersetzen, eröffnen eine Auslegungsvielfalt (Steinmetz). Zielt hermeneutische Interpretation auf die Rückblendung des Textes auf die Trias «stimmiges Werk, Autorintention und Sinngeschlossenheit», so die antihermeneutische auf die Dekonstruktion von Stimmigkeit, Eindeutigkeit von Werk-Sinn-Autor-Intention, auf ein nicht

beendbares Querlesen. Darin ist Dekonstruktion durchaus sinnvoll: Es gibt weit mehr Lesemöglichkeiten, als sich die orthodoxe Hermeneutik träumen lässt. Nun hat sich eine darin antihermeneutische – indem sie die Autorintention ganz streicht –, aus Dekonstruktion, Diskursanalyse und assoziativer Kulturwissenschaft gemixte neue Interpretation ausgebildet, die neo-hermeneutisch darin ist, dass sie einen Werk-Sinn festklopft. Diesen schöpft sie aus dem Subsinn des Textes, aus der Unterfläche. Das «Gleiten in den Subsinn» des Textes, die genialische Deutung zumal aus psychoanalytischen Kontexten (Lacan und die Folgen) hat die kongeniale Interpretation des intentionalen Meisterwerkes bei Wilhelm Dilthey und Emil Staiger abgelöst. Das «Gleiten in den Subsinn» (Zitat aus der Walser-Literatur: Frauenbild ist nicht unplausibel und erhellend) – und ärgert mich als Sinngevißheit nun der Unterfläche dennoch, weil Intention und Oberfläche dabei negiert werden.

So viel zu den interpretativen Umherwälzungen der Literaturwissenschaft, die ja ihre institutionellen Berechtigungen in Forschung und Lehre haben. Unsinn, das Deuten gegen das geschmäckerliche Lesen ausspielen zu wollen. Interpretation und «Against Interpretation» bleiben zwei gegeneinander unverrechenbare Wege zum Text, die sich in der Auseinanderentwicklung von Wissenschaft, Kritik und Lesen nicht nur heilvoll in Systeme und innerhalb von Literaturliebhabenden ausdifferenziert haben. Aber nicht nur ich bin zunächst immer Leser der Oberfläche des Textes, seiner Schönheiten, seines Fesselungspotentials (oder eben nicht), erst in einer eigenen Anstrengung der Sinn-Erklärer, den die Institutionen Forschung und Lehre erwarten.

Der offen subjektbezogene Primärberührungseffekt des Textes besteht für mich als Leser vor der Interpretation im affizierenden Thema, das nicht schon ein verstandener und durchzusetzender Sinn oder Subsinn, in der Affinität des Stils, der Schreibkunst zu meinem ästhetischen Gefallen.

Darüber einige Bemerkungen anhand von «Kleist in Thun». Bemerkungen, die ich nur am Rande der Literaturlehre geltend machen kann, die sich nicht zuletzt auch wegen des Verstehenshungers der Studierenden auf hermeneutische oder antihermeneutische Erklärungen ausrichtet, auf das Auslaufen eines Textes in einen resümierbaren Sinn. Ich rühme dann: Lest, wie schreibgroßartig der Text ist, lese Passagen vor, was in aller Regel auf Desinteresse stößt bis auf die wenigen, die Lesen mitreißt.

Die thematische Faszination von «Kleist in Thun», pars pro R. Walser toto, liegt für mich im Phantasie-Spiel, das angeknüpft ist an eine solitäre ästhetische Existenz, eine sich selbst ungewisse, aber auch wieder selbstbewußte soziale und wahrnehmungsmäßige Sonderlingsexistenz. Die Grenzen zwischen Wirklichkeitsbeschreibungen und Selbstprojektionen changieren permanent. Das ist meine Mentalität: Von Realismus halte ich ebenso wenig wie von Nietzsches Satz, dass es abzüglich der Wahrnehmungen keine Realität gebe. Die Mischung ist es. Walsers Phantasien über Kleist bringen unaufdröselbar den realen Heinrich von Kleist zur Geltung wie sich selber. Kleist ist zugleich Alter Ego wie fremdes, in Dokumenten nachzulesendes und nacherlebbares Individuum. Ich weiß nie genau, wo wird Kleist, wo wird Walser artikuliert. Die Artistik in der Selbst- und Fremddarstellung, das Ineinanderschieben von Ich und Welt, aber nicht deren Identitätssetzung, ist mir nahe. Das Ineinanderverkeilen von Ich und Welt beherrscht generell bei subjektbezogener Literatur vor allem die moderne Literatur, zumal der im Geruche des Autobiographischen stehenden. Im Gegensatz zu Thomas Bernhard oder Elfriede Jelinek frisst aber das fingierte Ich die Welt nicht (haßerfüllt) auf. Robert Walsers thematischer Primärberührungseffekt ist, dass er die Lücke zwischen ästhetischem Ich und Welt nicht schließt, sondern sie offen hält.

Er hält sie offen durch zwei Verfahren: durch die Selbstthematization des ästhetischen, voyeuristischen, des schreibenden Ichs und durch die Komisierung dieses Ichs. Bernhards (bei aller Komik) und Jelineks Erzählfiguren wollen Recht behalten. In «Kleist in Thun» sind das erzählte Ich wie das erzählende Ich dubiose Kantonisten. Sympathisch, aber doch sozial untauglich der kunstringende Kleist, bewundernswertes Genie und bedauernswerter Lebensunfähiger.

Aktienbrauereiangestellter und borniert der Rahmen-Erzähler. Beide Ich-Figuren sind verwandt und gegeneinander gestellt. Dadurch ergibt sich ein mich einwickelnder Gleich- und Missklang von Heroisierung des solitären ästhetischen Subjektes und der Skepsis ihm gegenüber. Die Distanz und Nähe zum Schreib-Ich erzeugt Komik. In «Kleist in Thun» wird sie hervor gebracht durch die Nähe zum Geistes- und Literaturring und dessen Blödheiten, von denen sich die Erzählerkommentare absetzen: zum Beispiel der ausgedachte preußische Dichter-Mist von der Erlösung in *Land, Sohn, Baum*.

Die für die Moderne obligaten Schreib-Thematizationen (zumal der 60er Jahre: Max Frischs «Mein Name sei Gantenbein») sind noch von der dann einsetzenden Sprach- und Fiktionalitätstheorie-Schwere entlastet. Spiel statt Theorie. Zu wem soll ich denn halten: zum absonderlichen Künstler Kleist oder zum nüchternen Genieverächter des Rahmen-Ichs? Sie sind zwei und identisch. Das wickelt mich ein. Phantasiert im komisch-ernsten Spiel, nicht deduziert wie im theorielastigen Roman über das Schreiben, nicht pathetisiert wie im Künstlerroman. Mit dem Phantasieren, mit der ästhetischen Sonderlingsexistenz steht es bei Robert Walser doch ernst und komisch zugleich. Zugleich ehrwürdig und verdächtig.

Das stilistisch Vorbildliche, Beneidenswerte sind besonders vier Walser-Künste: die Substantivierung, die gegenläufige Satz-Schneidung, die dichte Beschreibung und der Vergleich. Zunächst der Vergleich: «Die Luft muß eine Brücke sein und das ganze Landschaftsbild eine Lehne, zum Daranlehnen, sinnlich, selig müde.»¹ Landschaftsherrlichkeit – oder wie und wo als Beispiel für die Abstrakta.

Dichte Beschreibung:

Er geht weiter, an Weibern mit hochaufgerafften Röcken vorbei, an Mädchen, die Körbe ruhig und fest edel auf den Köpfen tragen, wie Italienerinnen ihre Krüge, wie er's kennt aus Abbildungen, an Männern, die grölen, und an Betrunknen, an Polizisten, an Schuljungen, die ihre Schulbubenabsichten mit sich herumtragen, an schattigen Flecken, die kühl duften, an Seilen, Stöcken, Eßwaren, falschen Geschmeiden, Mäulern, Nasen, Hüten, Pferden, Schleiern, Bettdecken, wollenen Strümpfen, Würsten, Butterballen und Käsebrettern vorüber, zu dem Gewimmel hinaus. (S. 179)

Die Vorberge am Ufer des Sees sind so halb und halb grün und so hoch, so dumm, so duftig. Lala, la, la. (S. 175f.)

Die Luft ist krank. (S. 176)

Der Kuß der Sonne ist ein einziger und fortwährend wiederholter. (S. 175)

¹ Robert Walser: Das Gesamtwerk. Hrsg. v. Jochen Greven. Genf, Hamburg: Kossodo 1966–1975. GW I, 181.

Zunächst ist, den Strahl der Sonne auf der Haut als «Kuß» zu bezeichnen, unabhängig von seinem erotischen Subsinn, schon eine sofort nachempfindbare Beschreibungsleistung. Dies ist mit der Abstraktion der Situation verbunden: «einzigster und fortwährend wiederholter». Die momentane Situation wird in mit einer Reflexion über die Zeit verbunden. Die stilistische Brillanz wickelt mich ein.

Noch einmal zurück zum Ausgang. Das literaturwissenschaftliche Gleiten in den Subsinn des Textes bringt auch bei Robert Walser zu Tage, was bei seinen Zeitgenossen schreiend offen liegt: bei Wedekind, bei Kubin, bei Benn, verdeckter selbst bei Kafka. Die psychischen Komplexe, allen voran das quere Frauenbild. Da sind Otto Weininger als Hintergrund, Lacans Psychoanalyse und dessen Derivate, der grandiose Theweleit als Erklärer schnell gefunden. Aber eins unterscheidet doch die notwendigen Gender-Dekuvrierungen von Robert Walser und Gottfried Keller, der noch viel mehr der psychoanalytischen Entkleidung unterzogen wird als Robert Walser: Misogynität, Geschlechterkampf sind bei Keller und Walser erst im Subsinn zu entdecken. In der Textoberfläche sind es Schreiber, die sich um Moralität und Freundlichkeit bemühen. Natürlich ist das «Meitschi» aufzuschlüssendes geheimes Objekt der Begierde, dass See und Landschaft als Frauenkörper gesehen werden, ist sehr Aha. Der Unterschied zu Wedekinds «Lulu», zu Benn, zu Kafka ist aber, dass bei Robert Walser offensiv keine obsoleten Geschlechtertheorien literarisch propagiert werden. Der Subsinn mag anderes lesen machen, aber die Oberfläche, die eine ästhetisch-moralische Anstrengung des Autors voraussetzt, leiten Vorsicht, Skepsis, Selbstrelativierung, Toleranz, kurzum: eine gewisse Humanität, auch in Geschlechterfragen. Das sollte nicht nivelliert werden in einem Gleiten in den Subsinn, dass Robert Walser nimmt, was ihn von den Gender-Trompetern unterscheidet.

Ich will nicht verhehlen, dass ich weder Robert-Walser-Kenner bin noch dessen unbedingter Verehrer. Ich erlebe gerne ausgreifende Stoffe durch Literatur – wie bei Grass. Ich werde gern in radikalere komische Orientierungslosigkeit gestoßen wie bei Ror Wolf. Mich tangiert die literarisch komplexe existentielle Unerbittlichkeit von Ingeborg Bachmann und die weniger komplexe von Fritz Zorn oder Günther Steffens. Ich fürchte die Verschworenheit der Robert-Walser-Gemeinde. Und bin ihm, meine ich, immer noch am nächsten, wenn ich in Herisau bin. Es ist so: Letztlich interessiert mich der Mensch, seine Texte nur schräg dazu. Texte als Lebensanstrengung. Bin ich aber in Herisau, verzweifle ich an den Appenzeller Berganstiegen, die ich nicht mehr schaffe. Auch da, Herr Robert, wenn ich Dich mal so nennen darf, hättest Du mich abgehängt. Macht mir nicht so viel aus. Nur: Deinen einsamen Tod hast Du nicht verdient. Ich hätte Dir gern den im Schnee verlorenen Hut wieder aufgesetzt.